

dtv

Nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa löste Harriet Beecher Stowes 1852 in Buchform erschienener Romanerstling »Onkel Toms Hütte« wahre Begeisterungstürme aus, die dem inhaltlichen Anliegen ebenso galten wie der erzählerischen Qualität. Denn die Tochter und Gattin eines presbyterianischen Gelehrten schrieb in ihrem Werk ganz gezielt gegen die Partei der Sklavenhalter an, indem sie deren Treiben und das Leben und Leiden der Unterdrückten beispielhaft schildert. Mit meisterlichen Personenbeschreibungen und Erzählstrategien knüpft sie einerseits an den sentimental Roman ihrer Zeit an, andererseits macht sie die historische Realität glaubhaft. Und beim Leser bewirkt sie äußerste Betroffenheit.

Doch der Ruhm dieses Bestsellers verblaßte: Die Geschichte des sich treu aufopfernden Negersklaven Onkel Tom wurde verstümmelt, verkam zum trivalen Jugendbuchklassiker. In der hier vorliegenden ungekürzten Übersetzung tritt die Vielschichtigkeit des berühmten Werkes wieder zu Tage, dessen Lektüre noch immer spannend, interessant und lohnend ist.

Harriet Beecher Stowe, 1811–1896, zählt zu den wenigen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, die bereits zu Lebzeiten Welt-
ruhm erlangten. Der große Erfolg ermöglichte ihr Europareisen und engagiertes Wirken für humanitäre Ziele.

Harriet Beecher Stowe

Onkel Toms Hütte

Roman

Auf der Grundlage einer anonymen Übersetzung
von 1853 neu bearbeitet
und mit einem Nachwort von
Susanne Althoetmar-Smarczyk



**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Titel der Originalausgabe:
»Uncle Tom's Cabin«
Boston 1852



Neuausgabe 2011
3. Auflage 2016
Veröffentlicht 1994 bei
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1994, 2006 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: »Share Croppers in the Deep South«
von William Aiken Walker
(bridgemanart.com/Private Collection)
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14060-7

I. DER LESER MACHT DIE BEKANNTSCHAFT EINES HUMANEN MANNES

Spät am Nachmittag eines rauhen Februartages saßen in der Stadt P. in Kentucky zwei Gentlemen in einem gut eingerichteten Speisezimmer beim Wein. Sie waren ganz allein, hatten ihre Stühle aneinandergerückt und schienen mit großem Ernst etwas zu besprechen.

Der Einfachheit halber sagten wir, zwei Gentlemen. Einer der beiden schien jedoch strenggenommen dieser Gattung nicht anzugehören. Er war ein kleiner, untersetzter Mann mit groben, gewöhnlichen Zügen und der anmaßenden Miene, die einen Menschen niedriger Herkunft kennzeichnet, der sich mit den Ellenbogen in der Welt emporkämpfen will. Er war sehr auffällig gekleidet: Zu einer grellbunten Weste trug er ein blaues, mit gelben Punkten übersätes Halstuch, das er zu einer protzigen Schleife gebunden hatte, die der allgemeinen Haltung des Mannes vollkommen entsprach. Seine großen, groben Hände waren reichlich mit Ringen geschmückt; an seiner schweren, goldenen Uhrkette hing ein Bündel Petschaften in vielen verschiedenen Farben von ungeheurer Größe, mit dem er im Eifer des Gespräches mit sichtlicher Selbstzufriedenheit zu spielen und zu klimpern pflegte. Seine Ausdrucksweise bot allen Regeln der Grammatik Trotz und wurde von Zeit zu Zeit mit ordinären Redensarten gespickt, die wir auch um den Preis einer unvollkommenen Darstellung von ihm hier nicht wiedergeben wollen.

Sein Gesprächspartner, Mr. Shelby, besaß das Aussehen eines Gentleman, und die Einrichtung des Hauses und die Art der Haushaltsführung verkündeten einen wohlhabenden, ja üppigen Lebensstil. Die beiden befanden sich, wie bereits gesagt, mitten in einem ernstem Gespräch.

»Auf die Art und Weise würde ich die Sache in Ordnung bringen«, sagte Mr. Shelby.

»Ich kann auf diese Weise keine Geschäfte machen – ich kann es wirklich nicht, Mr. Shelby«, sagte der andere und hielt ein Glas Wein gegen das Licht.

»Also, Haley, Tom ist wirklich ein ungewöhnlicher Bur-

sche; er ist das Geld sicherlich überall wert: er ist zuverlässig, ehrlich und geschickt, er verwaltet meine ganze Farm, daß sie wie ein Uhrwerk läuft. «

»Sie meinen, so ehrlich, wie Nigger eben sind«, sagte Haley, während er sich ein Glas Branntwein einschenkte.

»Nein, ich meine es tatsächlich. Tom ist ein guter, arbeitsamer, vernünftiger, frommer Bursche. Er ist vor vier Jahren bei einer Feldpredigtversammmlung religiös geworden, und ich glaube, daß er die Religion wirklich aufgenommen hat. Ich habe ihm seitdem alles, was ich besitze – Geld, Haus, Pferde – anvertraut und ihn unbehindert im Lande umhergehen lassen, und er war immer treu und ehrlich. «

»Manche Leute glauben nicht, daß es fromme Nigger gibt, Shelby«, sagte Haley mit einer schwungvollen Handbewegung, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, »aber ich tu es. Ich hatte unter der letzten Gruppe, die ich nach New Orleans brachte, einen Kerl – es war so gut wie eine Predigt, die Kreatur beten zu hören, und er war ruhig und sanft wie keiner. Er hat mir auch ein hübsches Sümchen eingebracht, denn ich hatte ihn preiswert von einem Mann bekommen, der seinen Besitz verkaufen mußte, und er brachte mir sechshundert ein. Ja, ich betrachte die Religion bei einem Nigger als eine wertvolle Sache, wenn sie echt und kein Schwindel ist. «

»Nun, bei Tom ist sie echt, wenn sie es je bei einem Menschen war«, entgegnete er. »Erst im vergangenen Herbst noch habe ich ihn allein nach Cincinnati gehen lassen, um dort Geschäfte für mich abzuwickeln und fünfhundert Dollar mitzubringen. ›Tom«, sagte ich zu ihm, ›ich vertraue dir, weil ich glaube, daß du ein Christ bist – ich weiß, daß du mich nicht betrügen wirst.‹ Und richtig, Tom kam wieder – ich wußte, daß er es tun würde. Ich habe gehört, daß einige gemeine Kerle zu ihm gesagt hätten: ›Tom, warum machst du dich nicht nach Kanada auf den Weg?‹ – ›Oh, der Master hat mir vertraut, und ich kann es nicht tun!‹ Man hat mir die ganze Geschichte erzählt. Es tut mir leid, mich von Tom zu trennen, das muß ich gestehen. Sie sollten mit ihm die ganze Schuld begleichen lassen, und das würden Sie auch tun, wenn Sie ein Gewissen hätten. «

»Nun, ich habe so viel Gewissen, wie sich ein Geschäftsmann leisten kann – ein wenig, um darauf zu schwören, wissen Sie!« sagte der Händler scherzhaft, »ich bin bereit, in vernünftigen Maßen meinen Freunden gefällig zu sein, aber das hier wäre doch ein wenig zu viel für mich – ein wenig zu viel.«

Der Händler seufzte nachdenklich und schenkte sich noch ein Glas Brantwein ein.

»Also, Haley, wie wollen Sie denn das Geschäft machen?« sagte Mr. Shelby nach einer unbehaglichen Pause.

»Haben Sie denn keinen Jungen oder ein Mädchen, das Sie mit Tom zusammen verkaufen könnten?«

»Hm! – Keins, das ich gut entbehren könnte. Um die Wahrheit zu gestehen, nur die Umstände zwingen mich zum Verkauf. Ich trenne mich sehr ungern von irgendeinem meiner Leute, das können Sie mir glauben.«

Da öffnete sich die Tür und ein kleiner vier- bis fünfjähriger Quadronenjunge trat in das Zimmer. Er war auffallend schön und wirkte sehr einnehmend, sein schwarzes, seidiges Haar hing in schimmernden Locken um sein rundes Grübchengesicht, während ein Paar große dunkle Augen voll Feuer und Sanftmut unter den dichten langen Wimpern hervorschauten, als er neugierig in das Zimmer spähte. Ein buntes sorgfältig gefertigtes und gut sitzendes Gewand aus scharlachrot-gelbkariertem Stoff brachte seine dunkle Schönheit vorteilhaft zur Geltung. Eine gewisse, mit Schüchternheit gemischte komische Zuversicht bewies, daß er es gewohnt war, von seinem Herrn gehätschelt und beachtet zu werden.

»Hallo, Jim Crow!« rief Mr. Shelby, pfiß und warf ihm eine Rosine zu, »da, schnapp sie dir!«

Das Kind sprang, so schnell es konnte, unter dem Lachen seines Herrn auf den Leckerbissen zu.

»Komm her, Jim Crow«, sagte er.

Das Kind kam heran und der Herr streichelte ihm den Lockenkopf und griff ihm unters Kinn.

»Nun, Jim, jetzt zeige diesem Herrn mal, wie du singen und tanzen kannst.«

Der Junge begann mit voller, heller Stimme eines von den wilden grotesken Negerliedern zu singen und begleitete seinen

Gesang im Rhythmus der Musik mit komischen Bewegungen der Hände, Füße und des ganzen Körpers.

»Bravo!« sagte Haley und warf ihm ein Orangenviertel zu.

»Geh jetzt einmal wie der alte Onkel Cudjoe, wenn er Rheumatismus hat, Jim«, rief sein Herr.

Die geschmeidigen Glieder des Kindes nahmen augenblicklich ein mißgestaltetes, verzerrtes Aussehen an; es krümmte den Rücken und humpelte, den Stock seines Herrn in der Hand, das Kindergesicht schmerzlich verzogen und bald nach rechts, bald nach links ausspeiend, wie ein alter Mann im Zimmer herum.

Beide Männer lachten aus vollem Hals.

»Also, Jim«, sagte sein Herr, »jetzt zeig uns, wie Robbins, der alte Kirchenvorsteher, den Psalm anstimmt.«

Der Junge zog sein rundes Gesicht beträchtlich in die Länge und stimmte mit unerschütterlicher Würde eine Psalmmelodie durch die Nase an.

»Hurra! Bravo! Das ist ein toller Junge!« rief Haley. »Das ist ein ganzer Kerl! Ich will Ihnen was sagen«, fügte er plötzlich hinzu und klopfte Mr. Shelby dabei auf die Schulter, »geben Sie mir das Kerlchen dazu, dann ist das Geschäft abgemacht.«

In diesem Augenblick wurde die Tür leise geöffnet und eine Quadronin von etwa fünfundzwanzig Jahren trat in das Zimmer.

Es bedurfte nur eines Blickes, um zu erkennen, daß sie dessen Mutter war. Sie besaß die gleichen glänzenden vollen dunklen Augen mit langen Wimpern, das gleiche seidige schwarzgelockte Haar. Ihre braunen Wangen erröteten deutlich und wurden hochrot, als sie den Blick des fremden Mannes mit dreister unverholener Bewunderung auf sich geheftet sah. Ihre Kleidung paßte ihr wie angegossen und brachte ihre gute Figur sehr vorteilhaft zur Geltung. Eine zart modellierte Hand, ein schlanker Fuß und Knöchel entgingen dem scharfen Auge des Händlers nicht, der es gewohnt war, die guten Eigenschaften eines schönen weiblichen Handelsartikels auf den ersten Blick zu erfassen.

»Nun, Eliza«, sagte ihr Herr, als sie stehenblieb und ihn unschlüssig anblickte.

»Verzeihen Sie, Herr. Ich habe Harry gesucht.« Der Junge sprang auf sie zu und zeigte ihr seine Beute, die er in seinem Gewand zusammengerafft hatte.

»Also, dann nimm ihn mit«, sagte Mr. Shelby, und sie entfernte sich hastig mit dem Kind auf dem Arm.

»Donnerwetter!« sagte der Händler und wandte sich ihm voller Bewunderung zu, »das nenne ich eine Ware! Mit dem Mädchen dort könnten Sie in Orleans ein Vermögen machen, wenn Sie wollen. Ich habe schon gesehen, daß mehr als tausend Dollar für Mädchen bezahlt wurden, die kein bißchen hübscher waren.«

»Ich habe nicht die Absicht, mit ihr ein Vermögen zu machen«, sagte Mr. Shelby trocken und versuchte, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken, indem er eine neue Weinflasche öffnete und seinen Gast um seine Ansicht über den Wein befragte.

»Ausgezeichnet, Sir! Erste Qualität!« antwortete der Händler, wendete sich aber sofort wieder um, klopfte Shelby vertraulich auf die Schulter und fügte hinzu: »Nun, wollen Sie nicht ein Geschäft mit dem Mädchen machen? Was soll ich Ihnen bieten? Wieviel wollen Sie haben?«

»Mr. Haley, sie ist nicht zu verkaufen«, antwortete Shelby, »meine Frau würde sie auch dann nicht hergeben, wenn man sie mit Gold aufwiegen würde.«

»Ja, ja, die Frauen sagen ständig so etwas, weil sie nicht rechnen können. Wenn Sie ihnen aber zeigen, wie viele Uhren, Federn und Juwelen man für das Gold im Gewicht eines Menschen kaufen kann, dann ändert sich die Sache gewaltig, schätze ich.«

»Ich sage Ihnen, Haley, von einem Verkauf kann nicht die Rede sein. Ich habe es einmal abgelehnt und bleibe bei meiner Meinung«, erwiderte Shelby entschieden.

»Aber den Jungen geben Sie mir doch!« sagte der Händler. »Sie müssen zugeben, daß ich Ihnen ein sehr gutes Angebot für ihn gemacht habe.«

»Was in aller Welt wollen Sie mit dem Kind anfangen?« fragte Shelby.

»Also, ich habe einen Freund, der in diese Branche des Geschäfts einsteigen will. Kauft hübsche Jungen auf, um sie für

den Markt großzuziehen. Sind reine Modeartikel, die als Diener und so an reiche Leute, die sich einen hübschen Burschen leisten können, verkauft werden. Ein wirklich gutaussehender Bursche, der die Tür öffnet und die Aufwartung macht, ist eine Zierde für ein großes Haus. Sie bringen eine hübsche Summe ein, und das kleine Teufelchen hier ist ein so komischer, musikalischer Bengel, daß er für so etwas wie geschaffen ist. «

»Ich möchte ihn lieber nicht verkaufen«, meinte Shelby nachdenklich. »Ich bin ein humaner Mann, Sir, und es widerstrebt mir, den Jungen seiner Mutter wegzunehmen. «

»Aha, so ist das! Haben Sie etwas von der Art an sich? Ich verstehe Sie vollkommen! Es ist mitunter sehr schwer, mit dem Weibervolk auszukommen. Ich hasse dieses Schreien und Kreischen ebenfalls. Das ist schrecklich unangenehm, aber so, wie ich das Geschäft betreibe, vermeide ich es gewöhnlich, Sir. Wie wäre es, wenn Sie das Mädchen für einen Tag oder eine Woche wegschicken? Die Sache könnte dann in aller Ruhe abgemacht werden und erledigt sein, ehe sie wieder nach Hause kommt. Ihre Frau könnte ihr ein Paar Ohrringe oder ein neues Kleid oder so etwas geben, um sie zu beruhigen. «

»Ich fürchte, daß das nicht ausreichen würde. «

»Du lieber Gott, sogar sehr gut! Die Geschöpfe sind nicht wie die Weißen, wissen Sie – sie verwinden alles, wenn man es nur richtig anfängt. Man sagt«, meinte Haley, indem er eine offenherzige, vertrauliche Miene annahm, »daß diese Art Handel die Gefühle abtötet, aber das finde ich nicht. Wirklich, ich habe das Geschäft nie auf eine Weise betreiben können wie manche anderen Burschen. Ich habe welche gesehen, die imstande sind, einer Frau das Kind aus den Armen zu reißen und zum Verkauf anzubieten, während die Frau wie verrückt schreit. Sehr schlechtes Verfahren – beschädigt den Artikel –, macht ihn manchmal vollkommen arbeitsunfähig. Ich habe in Orleans einmal ein wirklich hübsches Mädchen gesehen, das durch eine solche Behandlung völlig ruiniert wurde. Der Mann, der sie kaufte, wollte ihr Kind nicht haben, und mit ihr war nicht zu spaßen, wenn ihr Blut in Wallung geriet. Ich sage Ihnen, sie drückte das Kind an sich und redete und benahm sich wirklich furchtbar. Es graust mir jetzt noch, wenn ich daran denke, und als man ihr das Kind abnahm und sie einsperrte,

ging sie an zu toben wie eine Wahnsinnige, und acht Tage später war sie tot. Ein glatter Verlust von tausend Dollar, Sir – und das nur aus Mangel an Umsicht, das war das Ganze. Meiner Erfahrung nach ist es immer am besten, human vorzugehen.« Und der Händler lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und kreuzte mit einem Ausdruck tugendhafter Entschlossenheit die Arme, als hielte er sich für einen zweiten Wilberforce.

Das Thema schien für ihn von großem Interesse zu sein, denn während Mr. Shelby nachdenklich eine Orange schälte, begann Haley zwar mit angemessener Bescheidenheit, aber als ob er wirklich von der Macht der Wahrheit getrieben würde, erneut zu sprechen:

»Es macht zwar keinen guten Eindruck, wenn man sich selbst lobt, aber ich sage es nur, weil es die Wahrheit ist. Ich besitze, glaube ich, den Ruf, stets die schönsten Negertransporte mitzubringen, die es gibt – das hat man mir wenigstens gesagt und nicht nur einmal, sondern mehr als hundertmal –, wohlgenährt und ansehnlich, und ich habe so geringe Verluste wie nur irgend jemand in meinem Geschäft. Das schreibe ich eben meiner Behandlungsweise zu, und deren Grundpfeiler ist Humanität, Sir.«

Mr. Shelby wußte nicht, was er antworten sollte, und sagte daher nur: »Tatsächlich!«

»Ich bin wegen meiner Ideen ausgelacht worden, Sir, und man hat mir deshalb Vorhaltungen gemacht. Sie sind nicht beliebt und auch nicht weit verbreitet, aber ich habe an ihnen festgehalten, Sir, ich habe an ihnen festgehalten und schönes Geld damit verdient. Ja, Sir, sie sind ihr Geld wert, sie haben sozusagen ihre Fahrkarte selbst bezahlt!« Und der Händler lachte über seinen Witz.

Diese Ansichten über Humanität waren so grotesk und originell, daß Mr. Shelby nicht anders konnte, als in sein Gelächter einzustimmen. Vielleicht lachst auch Du, lieber Leser, aber Du weißt, daß sich die Humanität heutzutage in einer Menge sonderbarer Formen zeigt und es nicht abzusehen ist, welche seltsamen Dinge humane Leute noch reden und tun werden.

Mr. Shelybs Gelächter ermunterte den Händler fortzufahren.

»Es ist wirklich sonderbar, daß ich dies den Leuten nie eintrichtern konnte. Da war zum Beispiel Tom Loker, mein alter

Geschäftspartner unten in Natchez. Tom war ein gescheiter Kerl – wirklich, aber gegen die Nigger benahm er sich wie ein wahrer Teufel. Er tat es aus Prinzip, wissen Sie, denn einen gutmütigeren Menschen hat es nie gegeben. Es war sein System, Sir. Manchmal machte ich Tom Vorhaltungen. »Also, Tom«, sagte ich dann, »was nutzt es, deine Mädchen zu schlagen und zu knuffen, wenn sie sich grämen und weinen? Es ist lächerlich«, sagte ich, »und nutzt nicht das mindeste. Ich für meinen Teil sehe nichts Schlechtes in ihrem Weinen«, sagte ich, »es ist natürlich«, sagte ich, »und wenn die Natur nicht auf die eine Weise einen Ausweg finden kann, dann tut sie es auf eine andere. Übrigens Tom«, sagte ich, »es verdirbt dir deine Mädchen, sie werden kränklich und melancholisch und mitunter sogar häßlich, besonders die gelben Mädchen, und die ganze Mühe ist zum Teufel. Also«, sagte ich, »warum sagst du ihnen nicht lieber etwas Nettes und schmeichelst ihnen? Verlaß dich darauf, Tom, daß eine Prise Humanität viel mehr wirkt als all dein Schimpfen und mehr einbringt; darauf kannst du dich verlassen«, sagte ich. Aber Tom konnte sich nie daran gewöhnen und ruinierte mir so viele, daß ich mich von ihm trennen mußte, obwohl er ein gutmütiger Kerl und ein tüchtiger Geschäftsmann war.«

»Sie finden also Ihre Art, das Geschäft zu führen, besser als Toms?« fragte Mr. Shelby.

»Jawohl, Sir, das ist nicht zu leugnen. Sehen Sie, wann immer es möglich ist, nehme ich bei den unangenehmen Teilen des Geschäfts, zum Beispiel beim Verkauf von Kindern, ein wenig Rücksicht – ich schaffe die Mädchen aus dem Weg –, aus den Augen, aus dem Sinn, wissen Sie. Und wenn alles vorbei ist und sich nichts mehr ändern läßt, gewöhnen sie sich daran. Wissen Sie, es ist ja nicht so, als ob es weiße Leute wären, die in der Erwartung erzogen sind, ihre Frauen und Kinder behalten zu können. Die Nigger haben, wenn sie ordentlich erzogen worden sind, gar keine Hoffnungen. Dann machen ihnen solche Dinge nicht so viel aus.«

»Dann, fürchte ich, sind meine nicht ordentlich erzogen«, sagte Mr. Shelby.

»Das glaube ich Ihnen gerne. Ihr Leute aus Kentucky verzieht alle Eure Nigger. Ihr meint es gut mit ihnen, aber das ist

keine wahre Güte. Sehen Sie, ein Nigger wird in der Welt umhergestoßen und an Hinz und Kunz und Gott weiß wen verkauft. Da ist es keine Güte, ihm Ideen und Hoffnungen zu geben und ihn gut zu erziehen, dann trifft es ihn hinterher um so härter. Ich bin überzeugt davon, daß Ihre Nigger an einem Ort, wo manche von den Plantagenniggern noch außer sich vor Freude singen und jauchzen würden, sicherlich ganz niedergeschlagen wären. Natürlich hält jeder seine Handlungsweise für die beste, Mr. Shelby, und ich denke, daß ich die Neger so gut behandle, wie es sich lohnt.«

»Es ist ein Glück, zufrieden zu sein«, antwortete Mr. Shelby mit einem leisen Achselzucken und deutlich erkennbarem Unbehagen.

»Also«, meinte Haley, nachdem beide eine Zeitlang schweigend ihre Nüsse geknackt hatten, »was sagen Sie zu meinem Vorschlag?«

»Ich will mir die Sache überlegen und mit meiner Frau besprechen«, sagte Mr. Shelby. »Inzwischen gebe ich Ihnen aber einen Rat, Haley. Wenn Sie Ihre Geschäfte weiter auf die ruhige Weise, von der Sie sprachen, betreiben wollen, schweigen Sie hier in der Gegend am besten darüber. Es wird sich sonst unter meinen Leuten herumsprechen, und sobald sie es wissen, wird sich keiner von ihnen in aller Stille fortschaffen lassen, das kann ich Ihnen sagen.«

»Aber gewiß! Natürlich ist es am besten, den Mund zu halten, aber ich sage Ihnen, ich habe es verteufelt eilig und möchte so schnell wie möglich wissen, woran ich bin!« antwortete er, während er aufstand und seinen Mantel anzog.

»Also, kommen Sie heute abend zwischen sechs und sieben wieder, dann bekommen Sie eine Antwort«, sagte Mr. Shelby, und der Händler verließ unter Komplimenten das Zimmer.

»Wäre ich nur in der Lage gewesen, den Kerl mit seiner unverschämten Zuversicht die Treppe hinunterzuwerfen«, sagte er zu sich, sobald die Tür geschlossen war, »aber er weiß, wie sehr er mir gegenüber im Vorteil ist. Wenn mir je ein Mensch gesagt hätte, daß ich Tom in den Süden an einen von diesen schurkischen Händlern verkaufen würde, hätte ich ihm sicher geantwortet: ›Ist dein Diener ein Hund, daß du ihm dies antust?‹, und jetzt sehe ich, daß es unvermeidlich ist. Und dann

Elizas Kind. Ich weiß, daß es deshalb mit meiner Frau eine Szene geben wird und wegen Tom sicher auch. Das kommt von den Schulden!« Er seufzte. »Der Kerl ist im Vorteil, und das nutzt er aus.«

Im Staat Kentucky gibt es die wohl mildeste Form der Sklaverei. Die dort vorherrschenden landwirtschaftlichen Verrichtungen sind ruhiger und gemächlicher Art. Anders als im Süden gibt es dort keine Perioden großer Eile und Hektik. Daher ist die Arbeit des Negers gesünder und weniger anstrengend. Auf der anderen Seite muß sich der Herr mit einem allmählicheren Vermögenszuwachs begnügen und ist deshalb nicht den Versuchungen der Hartherzigkeit ausgesetzt, die die schwache menschliche Natur stets überwältigen, wenn die Aussicht auf plötzlichen großen Gewinn in der einen Waagschale liegt, während sich in der anderen nur die Interessen schutz- und hilfloser Geschöpfe befinden.

Wer einige Farmen dort besucht und Zeuge der gütigen Nachsicht mancher Herren und Herrinnen und der liebevollen Anhänglichkeit mancher Sklaven wird, könnte sich versucht fühlen, von der oft beschriebenen poetischen Legende einer patriarchalischen Einrichtung zu träumen. Aber über den Verhältnissen dort liegt immer noch ein düsterer Schatten – der Schatten des Gesetzes. Solange das Gesetz alle diese menschlichen Wesen mit ihren klopfenden Pulsen und liebenden Herzen nur als Dinge betrachtet, die einem Herrn gehören, solange der Bankrott oder das Unglück oder die Torheit oder der Tod des gütigsten Besitzers sie täglich dazu bringen kann, ein Leben voll freundlichen Schutzes und Nachsicht mit einem Leben voller hoffnungslosen Elends und Mühsal zu vertauschen, so lange ist es unmöglich, selbst in der bestgeordneten Art der Sklaverei etwas Schönes oder Wünschenswertes zu sehen.

Mr. Shelby war ein ganz durchschnittlicher Mann, gutmütig, freundlich und seiner Umwelt gegenüber zur Nachsicht geneigt. Er hatte es nie an etwas mangeln lassen, was zum körperlichen Wohlbefinden der Neger auf seinem Gut beitragen konnte. Er hatte jedoch bedeutende und leichtsinnige Spekulationen betrieben, hatte sich tief in Schulden gestürzt und seine Wechsel über einen hohen Betrag waren in Halcys

Hände gefallen. Diese kurze Information liefert den Schlüssel zu der vorhergegangenen Unterhaltung.

Nun hatte Eliza zufällig, als sie sich der Tür näherte, genug von dem Gespräch gehört, um zu wissen, daß der Händler ihrem Herrn ein Angebot machte.

Sie wäre gerne an der Tür stehengeblieben, um zu horchen, als sie hinausgegangen war, aber da sie gerade von ihrer Herrin gerufen wurde, mußte sie weitergehen.

Dennoch glaubte sie, gehört zu haben, daß der Händler ein Angebot für ihren Jungen gemacht hatte. Konnte sie sich geirrt haben? Ihr Herz klopfte zum Zerspringen und sie drückte ihn unwillkürlich so fest an sich, daß der kleine Kerl ihr erstaunt ins Gesicht blickte.

»Eliza, Mädchen, was fehlt dir heute?« fragte ihre Herrin, nachdem sie den Wasserkrug umgekippt und das Nähtischchen umgeworfen hatte und schließlich ihrer Herrin zerstreut ein langes Nachthemd statt des Seidenkleides anreichte, das sie ihr aus dem Schrank bringen sollte.

Eliza schrak zusammen. »Oh, Missis!« sagte sie und sah sie an, dann brach sie in Tränen aus, setzte sich auf einen Stuhl und begann zu schluchzen.

»Aber Eliza, Kind, was ist denn los?« fragte ihre Herrin.

»Oh, Missis, oh, Missis!« antwortete Eliza. »Unten im Empfangsraum ist ein Händler, der mit dem Herrn redet – ich habe ihn gehört – «

»Und wenn es nun so wäre, du dummes Kind?«

»O Missis, glauben Sie wirklich, daß der Herr meinen Harry verkaufen würde?« Und das arme Geschöpf schluchzte krampfhaft.

»Ihn verkaufen! Aber nein, du kleiner Dummkopf, du weißt doch, daß dein Herr mit den Händlern aus dem Süden keine Geschäfte macht und nie einen von seinen Dienern verkaufen würde, solange sie sich gut betragen. Du dummes Ding, wer, denkst du, könnte deinen Harry kaufen wollen? Glaubst du, alle Welt ist so versessen auf ihn wie du, du Gänschen? Komm, sei wieder fröhlich und mach mir mein Kleid zu. – So, und jetzt flechte mir mein Haar hinten so hübsch, wie du es neulich gelernt hast und horche nicht mehr an Türen.«

»Aber, Missis, Sie würden doch nie ihre Einwilligung geben, wenn – wenn – «

»Unsinn, Kind! Natürlich würde ich das nicht. Wie kommst du nur darauf? Genauso gut könnte ich eins von meinen eigenen Kindern verkaufen lassen. Aber wirklich, Eliza, du bist viel zu stolz auf das Bürschchen. Kaum steckt ein Mann seine Nase zur Türe herein, da denkst du, er sei gekommen, um den Jungen zu kaufen.«

Der zuversichtliche Ton ihrer Herrin ermutigte sie so, daß sie über ihre eigenen Befürchtungen lachte und ihrer Herrin geschickt und flink bei ihrer Toilette half.

Mrs. Shelby war sowohl in intellektueller als auch moralischer Hinsicht eine hochstehende Frau. Mit der angeborenen Großzügigkeit, die so oft den Frauen aus Kentucky zu eigen ist, verband sie ein starkes religiöses Gefühl und hohe moralische Grundsätze, die sie mit großer Energie und Geschicklichkeit in die Tat umsetzte. Ihr Gatte, der keine besonderen Ansprüche auf Religiosität erheben konnte, schätzte und bewunderte ihre festen Grundsätze und fürchtete sich wohl sogar ein wenig vor ihren Ansichten. Jedenfalls ließ er ihr völlig freie Hand bei ihren Bemühungen um Wohlergehen, Unterricht und Erziehung ihrer Diener, obwohl er selber sich nicht daran beteiligte. Irgendwie schien er zu glauben, daß seine Frau Frömmigkeit und Güte genug hätte für zwei. Und so schwelgte er in der vagen Erwartung, durch die Überfülle ihrer Tugenden, auf die er selber keinen Anspruch erheben konnte, in den Himmel zu kommen.

Nach seinem Gespräch mit dem Händler bedrückte ihn am meisten, daß er seiner Frau die geplante Vereinbarung mitteilen mußte, da er mit Sicherheit wußte, auf welchen Widerstand er stoßen würde.

Da Mrs. Shelby von den Geldverlegenheiten ihres Mannes nichts ahnte und nur seinen gütigen Charakter kannte, war sie völlig aufrichtig, als sie auf Elizas Verdacht mit Ungläubigkeit reagierte. Tatsächlich schenkte sie der Angelegenheit keine weitere Beachtung mehr, und da sie gerade mit den Vorbereitungen für einen Abendbesuch beschäftigt war, entfiel sie ihr völlig.

2. DIE MUTTER

Eliza war schon als Kind in das Haus ihrer Herrin gekommen und als ihr verhätschelter Liebling aufgezogen worden.

Wer den Süden bereist hat, hat sicher oft die eigentümliche Vornehmheit, die Sanftheit der Stimme und des Wesens bemerkt, die in vielen Fällen Quadronen und Mulattinnen auszeichnet. Bei Quadronen verbindet sich häufig diese natürliche Anmut mit blendender Schönheit und fast stets mit einem einnehmenden und angenehmen Wesen. Von der schützenden Fürsorge ihrer Herrin beschirmt, war Eliza ohne die Versuchungen zur Frau herangereift, die Schönheit zu einem so verhängnisvollen Erbteil für eine Sklavin macht. Sie war mit einem begabten und talentierten jungen Mulatten namens George Harris verheiratet, der Sklave auf einer benachbarten Besetzung war.

Dieser junge Mann war von seinem Herrn zur Arbeit an eine Sacktuchfabrik vermietet worden, wo er wegen seiner Geschicklichkeit und seines Scharfsinns als erstklassige Kraft betrachtet wurde. Er hatte eine Maschine zur Hanfreinigung erfunden, die in Anbetracht der Erziehung und der Lebensumstände des Erfinders ebenso großes mechanisches Genie bewies wie Whitneys Baumwollreinigungsmaschine.

Er sah sehr gut aus, hatte gefällige Manieren und war in der Fabrik allgemein beliebt. Da aber das Gesetz diesen jungen Mann nicht als einen Menschen, sondern als ein Ding betrachtete, waren alle diese hohen Geistesgaben der Willkür eines ordinären, engstirnigen, tyrannischen Herrn unterworfen. Als diesem der Ruhm von Georges Erfindung zu Ohren gekommen war, ritt er zur Fabrik, um zu sehen, was dieses gescheite Haustier angestellt hatte. Dort wurde er vom Fabrikbesitzer, der ihn zum Besitz eines so wertvollen Sklaven beglückwünschte, mit großer Begeisterung empfangen.

George führte ihn selbst in der Fabrik umher, zeigte ihm die Maschinen. Dabei sprach er in seiner Begeisterung so fließend, hielt sich so aufrecht, sah so gut und männlich aus, daß sein Herr ein unbehagliches Gefühl der Unterlegenheit empfand. Was fiel seinem Sklaven ein, im Land umherzulaufen, Maschi-

nen zu erfinden und in Gesellschaft von Gentlemen die Nase so hoch zu tragen? Dem wollte er bald ein Ende machen, er würde ihn mit zurücknehmen und ihn zum Hacken und Graben verwenden und sehen, ob er dann noch so umherstolzieren würde. Der Fabrikant und alle seine Arbeiter waren daher völlig erstaunt, als er plötzlich Georges Lohn verlangte und seine Absicht, ihn mit nach Hause zu nehmen, ankündigte.

»Aber, Mr. Harris«, wandte der Fabrikant ein, »ist das nicht etwas unerwartet?«

»Und wenn schon, gehört der Mann nicht mir?«

»Wir würden gern die Vergütung erhöhen, Sir!«

»Darauf kommt es mir gar nicht an, Sir, ich habe es nicht nötig, irgendeinen von meinen Leuten zu vermieten, wenn ich nicht will.«

»Aber, Sir, er scheint für dieses Geschäft besonders begabt zu sein.«

»Das will ich gerne zugeben, aber er ist nie besonders für irgendeine Arbeit begabt gewesen, für die ich ihn abgestellt habe.«

»Aber bedenken Sie doch nur, daß er diese Maschine erfunden hat!« wandte einer von den Arbeitern sehr zur Unzeit ein.

»Jawohl – eine Maschine zur Arbeitersparnis, nicht wahr? Es wundert mich nicht, daß er die erfunden hat, dazu ist ein Nigger jederzeit gut. Sie sind selbst alle arbeitersparende Maschinen! Nein, er soll sich auf die Beine machen.«

George stand wie erstarrt da, als plötzlich sein Schicksal von einer Macht, gegen die es, wie er wußte, keinen Widerstand gab, verkündet wurde. Er schlug seine Arme übereinander und preßte seine Lippen fest zusammen, aber in seiner Brust glühte ein Vulkan von bitteren Gefühlen und sandte Feuerströme durch seine Adern. Er atmete schwer, und seine großen, dunklen Augen blitzten wie glühende Kohlen. Er wäre vielleicht auf eine gefährliche Weise aufgebraust, wenn nicht der freundliche Fabrikant seinen Arm berührt und leise gesagt hätte:

»Gib nach, George, geh jetzt mit ihm. Wir werden später versuchen, ob wir dir nicht doch helfen können.«

Der Tyrann bemerkte das Flüstern und vermutete dessen Bedeutung, obwohl er nicht hören konnte, was gesagt wurde.

Das bestärkte ihn innerlich in seinem Entschluß, die Gewalt, die er über sein Opfer besaß, auch auszuüben.

George wurde nach Hause gebracht und zu den niedrigsten Arbeiten auf dem Gut verwendet. Er konnte wohl jedes unehrerbietige Wort unterdrücken, aber das blitzende Auge, die düstere, gerunzelte Stirn sprachen eine Sprache, die sich nicht unterdrücken ließ. Diese untrüglichen Zeichen bewiesen nur zu deutlich, daß ein Mensch nicht zu einer Sache werden konnte.

Während der glücklichen Periode seiner Beschäftigung in der Fabrik hatte George seine Frau kennengelernt und geheiratet. Zu dieser Zeit konnte er, da ihm sein Arbeitgeber vertraute und ihn begünstigte, nach Belieben kommen und gehen. Die Verbindung wurde von Mrs. Shelby lebhaft gebilligt, und sie freute sich mit dem weiblichen Gefallen am Ehestiften darüber, ihren hübschen Liebling mit einem Mann ihrer Klasse zu verheiraten, der in jeder Hinsicht zu ihr zu passen schien. Und so waren sie im großen Gesellschaftsraum ihrer Herrin getraut worden. Ihre Herrin selbst hatte das schöne Haar der Braut mit Orangenblüten geschmückt und den Brautschleier, der auf keinem schöneren Kopf liegen konnte, darüber geworfen. Es hatte nicht an weißen Handschuhen, Kuchen, Wein und Gästen gemangelt, die die Schönheit der Braut und die Freigiebigkeit und Großzügigkeit der Gebieterin bewunderten. Ein, zwei Jahre lang sah Eliza ihren Ehemann häufig, und ihr Glück wurde nur durch den Verlust zweier Kinder unterbrochen, an denen sie leidenschaftlich gehangen hatte und die sie mit so heftigem Schmerz betrauerte, daß ihre Herrin ihr sanfte Vorhaltungen machte und mit mütterlicher Besorgnis versuchte, die leidenschaftlichen Gefühle in die Bahnen von Vernunft und Religion zu weisen.

Nach der Geburt des kleinen Harry war sie jedoch allmählich wieder ruhig und zufrieden geworden. Die verwundeten Gefühle und überreizten Nerven heilten, als sie sich jetzt von neuem mit diesem kleinen Leben verschlangen. Eliza war bis zu der Zeit, als ihr Mann brutal von seinem verständnisvollen Arbeitgeber weggerissen und unter die eiserne Rute seines gesetzlichen Eigentümers gestellt wurde, eine glückliche Frau.

Der Fabrikant hielt Wort und besuchte Mr. Harris ein oder

zwei Wochen später, sobald er hoffte, daß sich die erste Hitze gelegt habe, und versuchte alles mögliche, um ihn zu Georges Rückkehr zu seiner früheren Beschäftigung zu bewegen.

»Sie brauchen sich keine weitere Mühe zu geben«, erwiderte er halsstarrig, »ich weiß, was ich zu tun habe, Sir.«

»Ich nehme mir nicht heraus, mich in Ihre Angelegenheiten einzumischen, Sir; ich dachte nur, daß Sie es als vorteilhaft für sich selbst betrachten würden, wenn Sie uns Ihren Sklaven unter den vorgeschlagenen Bedingungen leihen.«

»Oh, ich verstehe vollkommen. Ich habe genau gesehen, wie Sie ihm an dem Tag, als ich ihn aus der Fabrik mitnahm, zugeblinzelt und mit ihm geflüstert haben, aber auf diese Weise überzeugen Sie mich nicht. Wir leben in einem freien Land, Sir; der Mann gehört mir und ich tue mit ihm, was mir paßt – und damit basta!«

Und so zersprang Georges letzte Hoffnung – er sah vor sich nur noch ein Leben der Mühe und Anstrengung, das durch kleinliche Schikanen und Kränkungen, wie sie nur ein tyrannischer Scharfsinn erfinden konnte, noch mehr verbittert wurde.

Ein humaner Jurist hat einmal gesagt: »Der schlechteste Gebrauch, den man von einem Menschen machen kann, ist der, ihn zu hängen.« Nein, es gibt noch einen schlimmeren!

3. DER EHEMANN UND VATER

Mrs. Shelby war ausgegangen, um einen Besuch zu machen, und Eliza stand auf der Veranda und blickte niedergeschlagen der verschwindenden Kutsche nach, als eine Hand auf ihre Schulter gelegt wurde. Sie wendete sich um, und ein heiteres Lächeln erhellte ihre schönen Augen.

»George, du bist es! Wie hast du mich erschreckt! Aber ich bin froh, daß du gekommen bist. Die Missis kommt den ganzen Nachmittag nicht wieder nach Hause. Komm mit in mein Zimmer, da sind wir völlig ungestört.«

Mit diesen Worten zog sie ihn in ein nettes Zimmerchen,